Jess Kidd
DER FREUND DER TOTEN
Roman
DUMONT

Jess Kidd

DER FREUND DER TOTEN

Jess Kidd

DER FREUND DER TOTEN

Roman

Aus dem Englischen
von Ulrike Wasel und
Klaus Timmermann

DUMONT

Die englische Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel ›Himself‹ bei Canongate, Edinburgh.
© Copyright Jess Kidd, 2016

Erste Auflage 2017
© 2017 für die deutsche Ausgabe: DuMont Buchverlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten
Übersetzung: Ulrike Wasel, KlausTimmermann
Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln
Umschlagillustration: © gisela goppel c/o 2 agenten.com
Satz: Fagott, Ffm
Gesetzt aus der Caslon und der Neutra
Druck und Verarbeitung: CPI books GmbH, Leck
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany
ISBN 978-3-8321-9836-7

www.dumont-buchverlag.de

Für meinen Vater

Prolog

Mai 1950

Sein erster Schlag: Sie gab keinen Laut von sich, riss nur die dunklen Augen weit auf. Sie taumelte leicht, als sie sich bückte und das Baby hinlegte. Der Mann wartete.

Als sie sich aufrichtete, traf sie sein zweiter Schlag, der sie zu Boden streckte. Sie landete unglücklich, ein Bein abgewinkelt. Er fiel auf die Knie, seine Beine rechts und links von ihr, sodass sie kaum hätte sehen können, wie das Licht die Bäume grün färbte, falls sie nach oben geblickt hätte, aber sie blickte nicht nach oben. Sie wandte den Kopf, um ihr Baby auf dem Boden zu sehen, das blasse Gesicht zwischen den Falten der Decke. Der Kleine hatte einen winzigen Fuß frei gestrampelt, die Zehen aufgereiht wie Erbsen in der Schote. Weil sie ihren Sohn nicht in den Armen halten konnte, versuchte sie, ihn mit den Augen zu halten, wünschte mit aller Kraft, dass er still blieb, verschont blieb.

Sie sah nicht, wie die Hände des Mannes sich bewegten, aber sie spürte jede Erschütterung, jeden Schlag in ihrer dunklen kleinen Seele. Früher hatte sie mit tanzenden Fingern die Linien in seiner Hand gelesen. Seine Hände konnten Mauern bauen, Bäume fällen und einen Bullen zwingen, kehrtzumachen. Seine Hände konnten ihre Taille, ihren Arm, ihren Knöchel umfassen, um sanft ihre Schönheit nachzuzeichnen. Seine Finger konnten auf ihrer Wirbelsäule Melodien spielen oder ihr mit mütterlicher Zärtlichkeit eine Haarsträhne hinters Ohr streichen. Seine Finger hatten

auf ihrem sich wölbenden Bauch komplizierte Liebesbotschaften geschrieben, die Streifen dort mit stiller Ehrfurcht gesalbt.

Sein nächster Schlag nahm ihr das Gehör, sodass sie nur an der Form des Mundes erkannte, dass ihr Kind schrie. Sie hörte bloß noch ein endloses Rauschen. Genau wie wenn sie im wilden Atlantik unter Wasser schwamm, einem Meer, von dessen Kälte dir das Herz stehen bleiben konnte.

Sein letzter Schlag nahm ihr die Sehkraft. Sie lag am Rande der Welt, wünschte sich endlich, es möge vorbei sein. Sie drehte das zertrümmerte Gesicht ihrem wunderschönen Jungen zu, meinte, ihn immer noch sehen zu können, sogar durch die Dunkelheit, eine matt schimmernde Rose des Waldes.

Sie konnte es nicht wissen, aber genau in dem Moment hörte ihr Baby auf zu schreien. Ohne den zärtlichen Halt ihrer Augen war ihr Sohn in eine unermessliche Leere gestürzt. Er lag so stumm da wie ein kleiner Pilz.

Der Mann hielt sie umfangen. Er sah mit stiller Andacht zu, wie jeder ihrer Atemzüge zu einem mühsamen Triumph wurde, der ihm die Brust mit hellroter Gischt besprenkelte. Er streichelte ihr Haar, strich es ihr manchmal aus der Stirn oder wickelte sich die nassen Strähnen um die Finger. Und lange Zeit wiegte er sie, klein in seinen Armen. Als sie die Welt verließ, hob sie die Hand wie ein träumendes Kind und berührte mit blind gespreizten Fingern seine Brust. Er küsste jeden einzelnen ihrer weißen Finger, sah die Mondsicheln schwarzer Erde unter ihren Nägeln.

Als sie sich nicht mehr regte, schor der Mann ihr die Haare und zog sie aus; er würde Haare und Kleidung später vergraben, an einem anderen Tag, zu einer anderen Zeit. Er konnte nicht alles hergeben, jetzt nicht, noch nicht.

Er sah auf sie herab; nackt und gesichtslos hätte sie irgendwer und niemand sein können.

Er wickelte sie in Sackleinen, drehte behutsam ihren Körper, krümmte vorsichtig ihre Gliedmaßen, zurrte sie fest.

Tiefe Stille breitete sich aus, während der Wald das finstere Werk des Mannes betrachtete. Die Bäume hörten auf zu wispern, und die Krähen flogen davon, sprachlos vor Entsetzen. Aber das Kind sah alles mit an, stumm wie ein Stein, die Augen groß und starr.

Jenseits der Lichtung, durch die Bäume hindurch, sah der Mann die Stelle, wo er sie vergraben würde: eine Insel im Fluss, die nur alle paar Jahre bei Niedrigwasser zu sehen war. Das konnte kein Zufall sein; das war ein Segen. Er hob die Tote auf und trug sie hinüber.

Er legte sie in ein tief ausgehobenes Grab in der Mitte der Insel. Sie war kaum größer als ein tot geborenes Kalb, aber er beschwerte sie dennoch, denn die Flut kam bereits.

Er badete, reinigte sich ein letztes Mal von ihr, während das Tageslicht schwand. Dann fiel ihm ein, dass er auch ihr gemeinsames Kind holen musste, sonst wäre sein Werk nicht vollendet. Er musste noch eine letzte Grube graben, seinen Sohn in eine Decke wickeln und ihn in die Erde senken. Das Erdreich würde seinen Mund füllen und seine Schreie ersticken. Er nahm wieder seinen Spaten.

Doch während der Mann sich wusch, hatte der Wald das Kind verborgen.

Große Farne hatten sich rings um den Jungen entrollt, Baumwurzeln hatten ihn umschlossen, und Efeu hatte ihn geschwind eingehüllt. Äste hatten sich tief über seinen winzigen Kopf gebeugt und einen Blättersegen über ihn geschüttelt. Maulwürfe hatten sich blind und entschlossen durch den Boden gegraben und mit ihren kräftigen Krallen um ihn herum Erde aufgehäuft.

So kam es, dass der Mann, als er sich umschaute, das Kind nicht mehr finden konnte, so gründlich er auch suchte.

1

April 1976

Mahony schultert seinen Rucksack, steigt aus dem Bus und steht genau in der Mitte des Dorfes Mulderrig.

Heute ist Mulderrig nur ein freundliches Fleckchen Erde, entspannt und lässig in der Sonne ausgestreckt. Scheinbar harmlos.

Könnte Mahony sich an das Dorf erinnern, was er natürlich nicht kann, würde er feststellen, dass sich seit seinem Fortgang nicht viel verändert hat. Mulderrig verändert sich nicht, weder schnell noch langsam. Sechsundzwanzig Jahre machen da keinen Unterschied.

Mulderrig ist ein Dorf wie kein anderes. Hier sind die Farben ein kleines bisschen leuchtender, und der Himmel ist ein kleines bisschen weiter. Hier sind die Bäume so alt wie die Berge, und ein klarer Fluss fließt ins Meer. Seine Einwohner bleiben von Geburt an hier, bis sie sterben. Sie wollen nicht weg. Wieso sollten sie auch, wo doch alle Straßen, die nach Mulderrig führen, bergab gehen, sodass das Fortgehen anstrengend und mühsam wäre?

Um diese Tageszeit sind die wenigen Geschäfte verrammelt und verriegelt, die Ladenschilder pendeln in einem munteren Feierabend-Rhythmus, und die Reklamen über den von der Sonne erwärmten Schaufenstern leuchten auf und verblassen. Auf der ganzen Hauptstraße, von Adairs Apotheke bis zu Farrs Bekleidungsgeschäft, von der Rechtsanwaltskanzlei Gibbons & McGrath bis zum Gemischtwarenladen mit Postschalter rührt sich nichts.

Zwei Alte sitzen an der bemalten Wasserpumpe mitten auf dem

Dorfplatz. Heute ist kein Wort aus ihnen herauszubekommen: Das Wetter hat ihnen die Sprache verschlagen, denn es hat seit Tagen und Tagen und Tagen nicht geregnet. Es ist der heißeste April seit Menschengedenken. So heiß, dass den Krähen beim Fliegen die Zunge raushängt.

Der Busfahrer nickt Mahony zu. »Es ist, als würde das Dorf hundert Sommer gleichzeitig erleben, und dabei schüttet es gerade mal eine Meile von hier an der Küste wie aus Kübeln, und es pfeift ein Wind, von dem einem der Hintern abfriert. Wenn Sie mich fragen«, sagt der Fahrer, »verheißt das einen Riesenhaufen Ärger.«

Mahony sieht dem Bus hinterher, der in einer brütend heißen Sandwolke vom Dorfplatz rollt. Er fährt ohne Passagiere zurück über die schmale Steinbrücke, die einen apathischen Fluss überspannt. Bei diesem Wetter wird alles, was sich bewegt, mit einer feinen Membran aus Staub überzogen. Aber im Moment bewegt sich bloß eine Schar Kinder, die verspätet nach Hause rennen und deren helle Rufe ihnen nachhallen. Die Mammys sind drinnen und machen Abendessen, und die Daddys sind drinnen und können es nicht erwarten, auf ein Bier in den Pub zu gehen. Somit ist Tadhg Kerrigan die erste lebende Seele im Dorf, die Mahonys Rückkehr mitbekommt.

Tadhg macht gerade die Tür zu Kerrigan's Bar auf, nachdem er ein schweres Fass ausgetauscht und eine Kellerratte mit messerscharfer Zunge bedroht hat. Er hält sein rotes Gesicht hoch, um ein wenig Sonne zu tanken, und kratzt sich derweil konzentriert am Hintern. In Gedanken ist er bei der Witwe Farelly, ihrem neuen Bungalow, ihren wunderbar weißen Gardinen und ihrem verlockend fülligen Busen.

Tadhg beäugt Mahony, der über den Dorfplatz auf den Pub zusteuert. So, wie der aussieht, denkt Tadhg, ist er entweder ein Dichter oder ein Großmaul, mit den langen Haaren und der Lederjacke und diesem Gang, als könnte ihm keiner was.

»Alles klar?«

»Bestens«, sagt Mahony, stellt seinen Rucksack ab und lächelt durch seine Haare hindurch, die ungewaschen aussehen und ihm ein ganzes Stück über die Ohren gewachsen sind.

Tadhg befindet, dass der Bursche ganz sicher ein Großmaul ist.

Ob die Toten von Mulderrig derselben Meinung sind oder nicht, ist schwer zu sagen, aber sie werfen erste vorsichtige Blicke aus Schlafzimmerfenstern oder schweben zaghaft aus kleinen Gassen hervor, verharren jäh und gaffen.

In einem Leben wie dem von Mahony sind die Toten nämlich stets ganz in der Nähe. Die Toten zieht es zu den Verwirrten und Ungeschriebenen, den Beschädigten und Gebrochenen, zu denen mit großen Rissen und Lücken in ihren Geschichten, die die Toten furchtbar gern füllen würden. Denn die Toten haben gebrauchte Geschichten für dich, wenn du sie hereinlassen würdest.

Aber die Toten können beobachten. Und sie können warten.

Denn Mahony sieht sie jetzt nicht.

Er sieht sie schon lange nicht mehr.

Jetzt sind die Toten darauf beschränkt, kurz durch den Raum zu huschen, wenn das Licht ausgeschaltet ist, oder mitunter am Rande seines Gesichtsfeldes zu flattern. Jetzt kann Mahony sie ausblenden, etwa so, wie du das Ticken einer überlauten Standuhr ausblenden würdest.

Daher übersieht Mahony die tote alte Frau, die neben Tadhgs rechtem Ellbogen den Kopf durch die Wand steckt. Und auch Tadhg übersieht sie, weil er wie die meisten von uns mit einem beruhigenden Mangel an Visionen gesegnet ist.

Die tote alte Frau öffnet ein Paar fahle Augen, so rund wie Soleier, und sieht Mahony an, und Mahony schaut weg und lächelt Tadhg voll ins breite Gesicht. »Kann man hier im Ort irgendwo ein Zimmer mieten, Kumpel?«

»Hier gibt's keine Arbeit.« Tadhg verschränkt die Arme hoch auf der Brust und schnieft traurig.

Mahony holt eine halb volle Packung Zigaretten aus seiner Jackentasche, und Tadhg nimmt eine. Sie stehen eine Weile da und rauchen, Tadhg in die Sonne blinzelnd, Mahony mit dem Anflug eines Lächelns im Gesicht. Die tote Alte gleitet ein paar Zentimeter oberhalb des Bürgersteigs aus der Wand und deutet rätselhafterweise nach unten Richtung Keller, brabbelt dabei undeutlich vor sich hin.

Mahony intensiviert sein Lächeln, und sein Gesichtsausdruck ist so natürlich offen und liebenswert, dass er selbst den härtesten Kerl der Welt bezaubern könnte. »Tja, Arbeit ist das Letzte, was ich brauche. Ich will mich bloß ein Weilchen von der Großstadt erholen.«

»Aus der Großstadt also, was?«

Die tote Alte rückt Mahony dicht auf die Pelle und flüstert ihm etwas ins Ohr.

Mahony zieht an seiner Zigarette und pustet den Rauch aus. »Genau. Mit dem Krach und den Autos und den Ratten.«

»Da gibt's Ratten?« Tadhg kneift die Augen zusammen.

»So groß wie Schafe.«

Tadhg bleibt äußerlich ungerührt, obwohl er tief in seiner Seele mitfühlt. »Ratten sind ein Riesenproblem weltweit«, sagt er weise.

»Auf jeden Fall in Dublin.«

»Und was führt dich hierher?«

»Ich wollte mal ein bisschen Ruhe und Frieden. Weißt du, dass auf der Landkarte um euch herum nichts ist?«

»Du willst also zum Arsch der Welt?«

Mahony blickt nachdenklich. »Ganz ehrlich? Ich glaube, ja.«

»Glückwunsch, du hast ihn gefunden. Bist du hier im Wilden Westen auf der Flucht?«

»Könnte man so sagen.«

»Vor einer Lady oder vor der Polizei?«

Mahony nimmt seine Kippe aus dem Mund und schnippt sie in

Richtung der toten Alten, die ihm einen zutiefst angewiderten Blick zuwirft. Sie hebt ihren schattenhaften Rock und huscht zurück durch die Wand des Pubs.

»Eine Lady war sie nicht.«

Tadhgs Gesicht zuckt, als er sich ein Lächeln verkneift. »Wie ist denn der Name?«

»Mahony.«

Tadhg registriert einen guten, festen Händedruck. »Na dann, Mahony.«

»Also, finde ich heute Abend noch irgendwo ein Bett oder muss ich mich zu den alten Herrschaften da auf die Bank legen?«

Tadhg hält einen Furz zurück, aber nur solange er nachdenkt. »Shauna Burke vermietet Zimmer an zahlende Gäste im Rathmore House oben im Wald. Das wär's auch schon so ziemlich.«

»Würde mir reichen.«

Tadhg mustert Mahony eingehend. Er muss zugeben, der Mann macht was her. Stattliche Größe, und er sieht kräftig aus, wie einer, der zupacken kann. Er ist keine zwanzig mehr, wird aber auch mit dreißig noch jungenhaft wirken, weil er so ein Gesicht hat, das irgendwie jung bleibt. Aber er müsste sich dringend mal waschen; sein Kinn hat seit Tagen keinen Rasierer mehr gesehen. Und die Hose, die er da anhat, ist lächerlich: eng im Schritt und unten so weit, dass er damit die Hauptstraße fegen könnte.

Tadhg deutet mit dem Kinn darauf. »Sind die jetzt in Mode?«

»Sind sie, ja.«

»Kommst du dir nicht ein bisschen bescheuert vor, so rumzulaufen?«

Mahony schmunzelt. »In der Stadt laufen alle so rum. Es gibt welche, die sind noch weiter.«

Tadhg zieht leicht die Augenbrauen hoch. »Tatsächlich? Aber ein kräftiger Windstoß könnte dir glatt die Beine wegziehen.«

Tadhg ist sicher, dass die jungen Frauen hin und weg wären, wenn

dieser Bursche sich mal rasieren oder ein Stück Seife in die Hand nehmen würde. Und Mahony weiß das auch. Das verraten die Art, wie er lächelt, und das Licht in seinen dunklen Augen. Und die Art, wie er sich bewegt, als wäre er völlig mit sich im Reinen.

Tadhg zieht die Mundwinkel hoch. »Du solltest dich vor dem anderen Gast im Rathmore House in Acht nehmen, Mrs Cauley. Die Frau hat es in sich.«

»Nach dem, was ich hinter mir habe, werd ich garantiert auch mit ihr fertig.« Und Mahony richtet seine lachenden Augen auf Tadhg.

Nun ist Tadhg wahrlich kein Mann, der zu tiefen Einsichten neigt, aber plötzlich ist er sich in zwei Dingen ganz sicher.

Erstens: Er hat diese Augen schon mal gesehen.

Zweitens: Ihn trifft sehr wahrscheinlich gerade der Schlag.

Denn schlagartig strömt Tadhgs Blut zum ersten Mal seit sehr langer Zeit rasend schnell durch seinen Körper, und er weiß, dass es nicht gut sein kann, einen Kreislauf, der auf ein behagliches Schneckentempo eingerostet ist, derart in Wallung zu bringen. Tadhg legt die Hände aufs Gesicht und lehnt sich schwer gegen die Pub-Tür. Er kann förmlich spüren, wie ein dicker, fetter Blutpfropfen Richtung Gehirn saust, um ihn geradewegs aus der Welt der Lebenden hinauszukatapultieren.

»Alles in Ordnung, Kumpel?«

Tadhg öffnet die Augen. Der Bursche, der sich hier von Dublin erholen will, betrachtet ihn stirnrunzelnd. Tadhg rattert ein stummes Gebet gegen die dunkelsten von Mulderrigs dunklen Träumen herunter. Er zieht ein Taschentuch aus der Hosentasche und wischt sich die Stirn. Und als sich die Haare in seinem Nacken wieder legen, redet er sich ein, dass dieser junge Mann wirklich bloß ein Fremder ist.

Was immer er meinte, in seinem Gesicht gesehen zu haben, es ist verschwunden.

Vor ihm steht ein Dubliner Hippie, der am Arsch der Welt auf der Durchreise ist.

»Alles in Ordnung?«

Tadhg nickt. »Ja, klar.«

Der Fremde lächelt. »Hast du auf? Ich könnte ein Bier gebrauchen.«

»Dann mal rein mit dir«, sagt Tadhg und nimmt sich fest vor, künftig auf Sonnenbäder zu verzichten.

Zum Glück muss die Sonne sich mächtig abquälen, um durch die Fenster von Kerrigan's Bar zu dringen, aber wenn sie es doch mal durch die verqualmten Vorhänge schafft, kann sie auf den klebrigen dunklen Holztischen landen. Oder sie kann einen matten Glanz auf das Pferdegeschirr neben dem Kamin werfen, der nicht angezündet und mit Chips-Tüten vollgemüllt ist. Oder sie kann dem Glas Stout in Sergeant Jack Brophys Hand einen noch satteren, wärmeren Farbton verleihen.

»Jack, das ist Mahony.«

Mahony stellt seinen Rucksack an der Tür ab.

Jack dreht sich zu ihm um. Er nickt. »Gib dem Mann ein Bier, Tadhg. Kommen Sie, Mahony, setzen Sie sich zu mir.«

Mahony setzt sich neben Jack, einen kräftigen, untersetzten Schrank von Mann, und wie alle Sterblichen fühlt er sich gleich ruhiger. Mahony kann nicht wissen, dass Jack, ob er nun im Dienst ist oder nicht, diese Wirkung auf die Verrückten hat, die Schlechten, die Fantasievollen und auf verschreckte Pferde. Ganz gleich, wen man fragt, alle sind der Meinung, dass genau das Jack zu einem guten Polizisten macht. Denn er schafft es, sich die Bösen, die Verkannten und die Verleumdeten im Küstengebiet von Ennismore bis Belmullet zur Brust zu nehmen, ohne auch nur einmal laut werden zu müssen.

Tadhg stellt Mahony ein Bier hin.

»So, dann erzählen Sie mal«, sagt Jack, fast ohne die Lippen zu bewegen.

Mahony könnte ihm allerhand erzählen. Mahony könnte Jack als Erstes erzählen, was letzten Dienstag passiert ist.

Letzten Dienstag kam Father Gerard McNamara in die Bridge Tavern spaziert, in der Hand eine schwarze Ledermappe, in der ein Briefumschlag steckte. Er war auf der Suche nach einem der berüchtigtsten Ehemaligen von St Martha und hatte begonnen, in jedem Pub nachzusehen, der sich im Umkreis von einer Meile rund um das Waisenhaus befand. Denn Father McNamara hielt sich zum einen an den Rat der örtlichen Polizei, zum anderen an das Prinzip, dass ein fauler Apfel nicht weit vom Stamm fällt; er landet und verrottet für gewöhnlich gleich daneben.

Mahony kam gerade mit einer Zigarette im Mund vom Klo, als Father McNamara um die Theke bog.

»Ich muss kurz mit dir reden, Mahony.«

Mahony nahm die Zigarette aus dem Mund und blickte den Priester aus zusammengekniffenen Augen an. »Setzen Sie sich, trinken Sie ein Glas mit mir, Father?«

Der Priester warf Mahony einen giftigen Blick zu, legte die Mappe auf die Theke und öffnete den Reißverschluss.

Mahony hievte sich wieder auf seinen Barhocker und umfasste sein Bierglas mit ernster Hingabe. »Ach, entschuldigen Sie, ich hab Ihnen ja gar nicht die Hand geschüttelt, Father. Aber wissen Sie, ich hab gerade etwas angefasst, das alles andere als göttlich ist, aber ebenso imstande, große Seligkeit zu bescheren.«

Jim hinter der Bar grinste.

Father McNamara zog den Briefumschlag aus der Ledermappe. »Schwester Veronica ist von uns gegangen. Sie hat mich gebeten, dir das hier zu geben.«

Mahony beäugte den Umschlag auf der Theke.

»Haben Sie wirklich den Richtigen, Father? Schwester Veronica war nicht gerade Vorsitzende meines Fanklubs, oder? Wieso sollte sie mir was hinterlassen? Gott sei ihrer reinen und fürsorglichen Seele gnädig.«

Father McNamara zuckte die Achseln. Es war ihm scheißegal. Er wollte bloß so schnell wie möglich wieder raus aus dem Pub.

Mahony sah zu, wie Father McNamara den Reißverschluss der Ledermappe zuzog, sie unter den Arm klemmte und durch die Pub-Tür in den schwachen Dubliner Sonnenschein verschwand. Mahony trank sein Bier aus, bestellte ein neues und betrachtete den Umschlag. Dann kam die Erinnerung.

Er war höchstens sechs Jahre alt.

Schwester Veronica sagte, dass kein Brief bei ihm gefunden worden sei. Wieso sollte sich jemand bei einem kleinen Bastard, den keiner haben wollte, die Mühe machen, einen Brief zu schreiben?

Schwester Veronica sagte, dass seine Mammy als Hafenhure zu beschäftigt gewesen sei, um zu schreiben.

Schwester Veronica sagte, dass seine Mammy ihn nur deshalb zu den Nonnen gebracht habe, weil sie keinen habe Eimer finden können, um ihn darin zu ertränken.

Aber Schwester Mary Margaret hatte Mahony eine andere Geschichte erzählt, während sie ihm beibrachte, einen Bleistift zu halten und Buchstaben zu malen und all die wichtigen Heiligen und viele von den weniger wichtigen zu erkennen.

Irgendwann einmal hatte Schwester Mary Margaret auf ein lautes Klopfen hin die Tür des Waisenhauses geöffnet. Es war sehr früh am Morgen gewesen, ehe die Stadt erwachte. Alle Tauben hatten die Köpfe noch unter den Flügeln stecken und alle Ratten lagen klein zusammengerollt hinter Mülltonnen. Alle Autos und Lastwagen schliefen in ihren Garagen und auf Betriebshöfen und alle Züge schlummerten auf ihren Gleisen im Bahnhof Connolly. Alle Boote

dümpelten sanft im Hafen und träumten von hoher See, und alle Fahrräder lehnten schlafend an den Zäunen. Selbst die Engel am Fuße des O'Connell-Denkmals schliefen, flatterten im Traum mit ihren Schwingen, hatten ganz vergessen, sich nicht zu rühren und so zu tun, als wären sie Statuen.

Die ganze große Stadt schlief, als Schwester Mary Margaret die Tür des Waisenhauses öffnete.

Und da auf den Stufen lag ein Baby.

Ja wirklich!

Ein Baby in einem Korb, mit einer Decke aus Laub und einem Kopfkissen aus Rosenblütenblättern.

Ein Baby in einem Korb, genau wie Moses!

Das Baby hatte mit leuchtenden Augen zu Schwester Mary Margaret aufgeschaut und sie angelächelt. Und sie hatte zurückgelächelt.

Mahony hielt sich an der Theke fest. Er konnte sich keine Zigarette anzünden oder sein Bierglas heben, er konnte sich nicht bewegen, war in Schweiß gebadet. Er schloss die Augen, und prompt fand er in seiner Erinnerung Schwester Mary Margaret, so wie sie gewesen war, als er sie das letzte Mal gesehen hatte.

Er war noch keine sieben. Zuerst hatte er sich gescheut, draufzuklettern, aus Angst, er könnte sie zerbrechen. Aber Schwester Mary Margaret hatte ihn angelächelt, daher bestieg er die arktische Landschaft des Bettes. Ohne das Lächeln hätte er sie nicht erkannt.

Schwester Mary Margaret hatte im Bauch einen Krebs, so groß wie ein Männerkopf, und war so gut wie tot und begraben. Das hatten sie ihm erzählt, aber er war gekommen, um sich selbst zu überzeugen.

Er saß neben Schwester Mary Margaret und ließ sich von ihr mit ihrem Taschentuch die Nase abwischen, obwohl er dafür doch

schon zu alt war. Sie brauchte ewig, weil sie immer wieder einschlief. Er hatte zu Gott gebetet, dass ihm die Rotze bitte nicht in langen Fäden laufen würde. Aber Mahony war ständig erkältet, weil er oft blaue Fingerspitzen hatte und seine Socken nie ganz trocken waren.

Schwester Mary Margaret hatte ihn angesehen, den geschrumpften Kopf auf die Seite gelegt, und er hatte auf die knochige Kante über ihrem Auge geblickt.

»Als du damals hier vor die Tür gelegt wurdest, lag ein Brief mit im Korb«, flüsterte sie. »Schwester Veronica hat ihn genommen.«

Doch in dem Moment kam Schwester Dymphna herein und gab ihm einen kräftigen Klaps und führte ihn aus dem Krankenzimmer.

Mahony wischte sich die Augen und sah sich im Pub um; die anderen Biertrinker hingen ihren eigenen Gedanken nach, und der Barmann war ein neues Fass holen gegangen. Er war in Sicherheit.

Er schaute auf den Briefumschlag in seiner Hand.

Für das Kind, wenn es erwachsen ist.

Eine schöne, gediegene Oberlehrerhandschrift, genau an den richtigen Stellen geneigt.

Auf der Rückseite des Umschlags war eine Art Siegel. Eine kleine Wachsmedaille mit einem Stempel in Form einer alten Münze oder so. Das gefiel ihm: Schwester Veronica hatte ihm den Brief vorenthalten, aber nicht geöffnet.

Mahony brach das Siegel auf.

Bis an sein Lebensende wird Mahony schwören, dass er mit dem Hintern vom Barhocker rutschte, sobald er den Umschlag geöffnet hatte. Dann sackte der Barhocker durch den Fußboden, und die ganze Welt stellte sich auf den Kopf.

Aber als Mahony sich erneut umschaute, war alles genau wie vorher. Dieselben verschmierten Spiegel über denselben schmuddeligen Sitzen. Dieselben traurigen Gestalten stierten in ihre Gläser, und derselbe Geruch kroch aus der Herrentoilette.

In dem Umschlag war ein Foto von einem Mädchen, das mit einem leisen Lächeln im Gesicht ein verschwommenes Bündel in den Armen hielt, hoch und unbeholfen, wie einen gefundenen Schatz. Mahony drehte das Foto um, und die schöne, gediegene Oberlehrerhandschrift verpasste ihm einen linken Haken.

Dein Name ist Francis Sweeney. Deine Mammy war Orla Sweeney. Du bist aus Mulderrig, County Mayo. Das ist ein Foto von dir und ihr. Zu deiner Information: Deine Mammy war die Schande von Mulderrig, deshalb hat man sie dir genommen. Sie lügen alle, also sei auf der Hut und zweifele nicht daran, dass deine Mammy dich geliebt hat.

Seine Mammy hatte ihn geliebt. Vergangenheit. Mammy war Vergangenheit.

Man hatte sie ihm weggenommen. Wohin hatte man sie gebracht?

Mahony drehte das Foto um und betrachtete ihr Gesicht. Gott, wie jung sie aussah. Er hätte sie eher für seine Schwester gehalten. Sie konnte höchstens vierzehn gewesen sein.

Und sein Name war Francis. Das würde er für sich behalten.

Mahony steckte sich eine Zigarette an und wandte sich an seinen Thekennachbarn. »Paddy, warst du schon mal in Mayo?«

»Nee«, sagte Paddy und hob das Kinn von der Brust.

Mahony runzelte die Stirn. »Jim, was gibt's in Mayo?«

Jim legte das Geschirrtuch weg. »Woher soll ich das wissen. Wieso?«

»Ich werde mal dahin fahren, die Lage peilen.«

»Ja, klar.«

Mahony stand mit weichen Knien auf und nahm sein Feuerzeug. »Ich mach das. Echt, Jim. Scheiß drauf. Was soll mich denn hier halten?« Er schloss den Pub mit einem Schwenk seiner Zigarette ein. »Nix. Oder? Fällt euch was ein?«

»Bewährung«, sagte Paddy zu seinem Nabel.

Mahony trinkt einen Schluck von seinem Bier und sieht zu, wie sich Jack Brophy geschickt mit einer Hand eine Zigarette dreht. Eine Hand, stark wie eine Baumwurzel, braun und schwielig mit großen, quadratischen, rissigen Nägeln und alten Narben wie tiefe Furchen. Mahony beobachtet Jack und spürt, wie sein Hirn ein wenig langsamer wird. Vom breiten Rücken des stillen Mannes atmet er Tabak ein, guten Boden, strömenden Regen, milde Sonne und frische Luft.

Trotzdem. Er wird Jack nichts davon erzählen, was letzten Dienstag passiert ist.

Mahony lächelt. »Die Wahrheit ist, ich bin hier, um mal von allem wegzukommen.«

Ein Collie kommt hinter der Bar hervorgetrottet.

Als er den Kopf dreht, sieht Mahony, dass der Hund nur ein gesundes Auge hat, das andere pappt ihm irgendwie auf der Wange. Seine Rippen sind gebrochen, bilden eine dunkle, klebrige Rinne. Ein Hund, der so verletzt ist, müsste eigentlich tot sein, und das ist er natürlich auch, Scheiße.

Mahony saugt Luft durch die Zähne ein und schaut rasch weg.

Der tote Hund wendet den Kopf, um Jack die Hand zu lecken, die er mit der Zigarette herabhängen lässt, doch die Schnauze geht geradewegs hindurch, und da der Hund keine Reaktion bewirkt, rollt er sich vor dem Barhocker seines Herrchens zusammen und legt die intakte Seite seines Gesichts auf die undeutlichen Pfoten.

Mahony starrt sein Bier an. »Was ich suche«, sagt er, »ist nur ein bisschen Ruhe und Frieden.«

Manchmal kann ein Mann alles andere als ehrlich sein.

»Klar«, sagt Jack. Das Wort ist kaum mehr als ein Luftausatmen. Er hebt sein Bierglas. »Das ist alles?«

Mahony spürt keine Ablehnung. Er könnte es ihnen erzählen, sie fragen, er könnte hier und jetzt anfangen.

Die beiden Männer sehen ihn an.

»Das ist meine Geschichte. Eine andere hab ich nicht.«